

hen. Der bekannte Exeget und Nestor des christlich-jüdischen Dialogs hat ab der Mitte der siebziger Jahre dieses Thema eingeläutet und, wie seine 23 Publikationen, die Keller in seiner Dissertation erfaßt hat, zeigen, ungemein befruchtet. Alwin Renker

Elena Lappin, **Der Mann mit zwei Köpfen**. Aus dem Englischen von Maria Buchwald und Monika Bucheli. Chronos Verlag, Zürich 2000. 104 Seiten.

Stefan Mächler, **Der Fall Wilkomirski**. Über die Wahrheit einer Biographie. Pendo Verlag, Zürich 2000. 367 Seiten.

Kaum eine Publikation der letzten Jahre hat, jenseits der einschlägigen Debatten um Daniel Goldhagen oder Martin Walser, die Schoa-Gedenkkultur derart herausgefordert wie Benjamin Wilkomirskis *Bruchstücke – Aus einer Kindheit 1939–1948* (Suhrkamp 1995). Die in kürzester Zeit international prämierten und in zahlreiche Sprachen übersetzten autobiographischen Aufzeichnungen sind in der Folge einer BBC-Sendung im November 1999 schrittweise als nicht authentische Aussagen des Schweizer Musiklehrers und Klarinettenbauers erkannt worden. Ihre Rücknahme vom Buchmarkt in Deutschland und den USA oder die Neukennzeichnung als „Roman“ (Frankreich) sind Indiz dafür, daß es bei dieser Textsorte den Lesern offenkundig nicht freisteht, „sein Buch als Tatsachenbericht oder Fiktion zu lesen“ – so der Autor selbst zu den Vorwürfen des Journalisten Daniel Ganzfried, der ihn als erster öffentlich der Fälschung bezichtigt hatte. Womöglich wäre diese Unterscheidung dann bedeutungslos gewesen, wenn der Schriftsteller seinen Text nicht „*tatsächlich verkörpert*“ hätte, so Elena Lappin (10). Als Chefredakteurin des *Jewish Quarterly* unterstützte sie die Auszeichnung ‚non-fiction‘ für die „*Bruchstücke*“, die seit Anne Franks Tagebuch erstmals wieder „so viele Leser berührt“ hätten.

Ein erster Besuch bei Wilkomirski alias Bruno Doessekker überzeugte Lappin von der Echtheit seiner Erfahrung. Seine Identität sei ihm von den Adoptiv Eltern aufgezwungen worden, um die eigentliche, die osteuropäische mit Geburtsort Riga, zu kaschieren (36). Nach und nach aber erkannte Lappin das fragile Gebäude von Ungereimtheiten und „Leugnungen“, obwohl er für seine Hypothesen jeweils Erklärungen habe liefern können. Diese veranlaßten sie, einer Theorie des Linguisten Paul Postal folgend, bei Wilkomirski von einem ‚Mann mit zwei Köpfen‘ zu sprechen, „von denen einer ständig un-

sichtbar ist“ (37). Doch er hatte zahlreiche prominente Fürsprecher. Lea Balint (Jerusalem), Leiterin der Organisation *The Bureau of Children Without Identity*, hatte ihm zunächst dazu verholfen, seine angeblich verlorene Identität zu beglaubigen. Wegen Balints Bestätigung glaubte der Suhrkamp-Verlag die Geschichten Wilkomirskis – u. a. die Erinnerung an ein Waisenhaus in Krakau. Beispiele für die Verstrickung in widersprüchliche Selbstentwürfe präsentiert Lappin auf 103 Seiten mit dem Fazit: „Entweder belügt er die Welt oder sich selbst. In beiden Fällen ist seine Geschichte keine jüdische Geschichte“, vielmehr eine „Geschichte, die mehr mit der schweizerischen Gesellschaft zu tun hat als mit dem Holocaust“ (103).

Ähnlich lautet ein Ergebnis von Stefan Mächlers „langatmige(r) Darstellung des Falls“ – so Lorenz Jäger in der F.A.Z. (14. August 2000). Der Erfolg der „Bruchstücke“, so Mächler, sei in Wilkomirskis „Inszenierung seiner Figur sowie in den Voraussetzungen und Bedürfnissen des Publikums“ zu suchen (293). Anders motiviert als Lappin ist der Schweizer Journalist, dessen Auftragsarbeit für die Literatur-Agentur Liepman 1999 (sie hält die Rechte) die strittige Frage nach dem Authentizitätsanspruch beantworten sollte. Wer die Erkundungen Mächlers – ergänzt durch zahlreiche Dokumente, Briefe und die Wiedergabe von Gesprächen – nachvollzieht, erkennt Elena Lappins Recherchen wieder, die bereits 1999 sowohl im Hause Suhrkamp wie auch bei der Züricher Agentur hinreichend Aufklärung hätten bieten können. Der Frankfurter Verlag hingegen hatte es abgelehnt, Mächlers wie auch Lappins Text in sein Programm aufzunehmen.

Was ihre Enthüllungen betrifft, resümiert Lappin: „Beweisen kann ich es nicht“ (94). Indes trifft zu, was der Schoaüberlebende und Mitarbeiter von Yad Vashem Israel Gutman gegenüber der Autorin erklärte: „Wilkomirski hat eine Geschichte geschrieben, die er ganz tief in seinem Inneren erlebt hat, soviel ist sicher“ (96). Offenbar sind die Grenzen zwischen Literatur und Leben nach wie vor fließend – ein Befund, den Edgar Hilsenrath in den sechziger Jahren nutzte, um im amerikanischen Exil den Roman *Der Nazi und der Friseur* zu verfassen. Hilsenrath hatte erhebliche Schwierigkeiten, sich auf dem europäischen Markt zu behaupten, sah das Lesepublikum der siebziger Jahre doch den Juden als Opfer, nicht als Täter. Wilkomirski dagegen antwortete genau auf solche Erwartungen – um so größer die Enttäuschung, als sie sich als falsch erwiesen. Die Problematik der Authentizität von Berichten über die Schoa tritt an solchen „Fällen“ um so deutlicher hervor. Es ist zu erwarten, daß sie mit dem Aussterben der letzten Zeugen weiter zunehmen wird.

Andreas Disselnkötter/Claudia Albert